

Leben in der Stadt.

Trend - Probleme - Chancen



Foto: Das Fotoarchiv

Zukunftsträchtig. Das Ruhrgebiet ist mit der Stadt Essen als Bewerberstadt Europas Kulturhauptstadt 2010

Gibt es eine „Renaissance der Stadt“, wie ein Schlagwort behauptet? Ist nach dem Trend zum Häuschen im Grünen der demographische Wandel angesagt? Wird jetzt Verdichtung statt Streuung propagiert? Diesen und anderen Fragen ging die Tagung am 24./25. März 2006 in der Katholischen Akademie in Bayern nach. Die Antworten der Politiker und Planer betreffen nicht nur die Bürger, sondern vor allem auch die Christen unter ihnen; entstand doch der Glaube nicht draußen auf dem Land, sondern drinnen in der Stadt, als Stadtreigion.

Christian Ude

Herausforderung Stadt: Reiz und Probleme

Stadt: Was ist eigentlich Stadt? Wenn wir es quer durch die Menschheitsgeschichte zurückverfolgen, ist die allgemeinste Definition wohl einfach: verdichtete Siedlungsstruktur. Die höhere Dichte hat die Stadt nicht erst in der griechischen Antike vom ländlichen Raum unterschieden. Und mit Dichte sind drei bereits ungeheuer wichtige Aspekte genannt: Alles ist einem näher als im ländlichen Raum, vor allem der Nachbar. Ob es einem gefällt oder nicht: Im Einödhof brauche ich zwar lange, um Hilfe zu holen, aber ich höre keinen, der mit dem Rasenmäher mäht oder das Motorrad aufheulen lässt, bevor er startet, oder abends rücksichtslos die Türen schlägt, oder Kinder im Hof spielen lässt, oder, oder, oder. Nähe ist also ein Kennzeichen städtischer Lebensform und städtischer Siedlungsstruktur, und sie ist Reiz und Problem in einem.

Das nächste ist die höhere Zahl. Was immer ich suche oder widerwillig antreffe, es begegnet mir in der Stadt in höherer Zahl als im ländlichen Raum. Es gibt gleich mehrere Nachbarn, mehrere Repräsentanten jeder Fachrichtung, jeder Berufsgruppe, jeder Generation. Das hat auch etwas Unausweichliches an sich, wenn man eine negative Grundeinstellung dazu mitbringt. Und weil alles zahlreicher vorhanden ist, von den Einzelhandelsangeboten über die Gastronomie bis zu den Bildungschancen oder den Kulturangeboten, habe ich als städtischer Mensch eine größere Wahlfreiheit. Wir machen im Grunde genommen sehr selten von dieser Wahlfreiheit Gebrauch. Dass es über



Christian Ude, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München und Präsident des Deutschen Städtetages

5000 Gaststätten in München gibt, ist sehr schön; trotzdem gehen wir in der Regel in die Kneipe um die Ecke oder ins Lieblingsrestaurant. Aber wir könnten, wenn wir wollten, und das unterscheidet uns vom Dorfbewohner.

Ich will diese drei Aspekte der verdichteten städtischen Bau- und Siedlungsweise etwas näher untersuchen: die Nähe, die große Zahl und die Wahlfreiheit. Ich denke, das sind die drei unmittelbarsten Folgen der Tatsache, dass Menschen einen Siedlungsraum dicht besiedeln und nicht vereinzelt, weit verstreut auf dem Land leben.

Nähe

Ich mache zur Zeit die erschütternde Beobachtung, dass immer weniger Städter die Nähe aushalten. An wem liegt es? An den Städtern. Wenn ich die Bürgerpost studiere, und ich bekomme ja etwa 10.000 Briefe im Jahr, die zumindest individuell beantwortet werden sollten, auch wenn wir für Hundekot und Kinderlärm inzwischen Musterantwortbriefe haben, weiß ich aus diesen Briefen, dass die meisten Menschen, die über irgendetwas in der Stadt Klage führen, die Nähe anderer Menschen und deren Verhaltensweisen meinen. Wir werden nicht etwa immer großstädtischer und toleranter, sondern ganz im Gegenteil von Jahr zu Jahr – manchmal habe ich den Eindruck, von Monat zu Monat – empfindlicher bis hysterischer. Worüber beschwerten sich Großstadtmenschen? Zunächst einmal über Lärm, über den Lärm von Autofahrern, die aber nun auch Bürgerinnen und Bürger sind. Sie können mit einer statistischen Wahrscheinlichkeit von über 90% annehmen, dass jeder Beschwerdeführer selbst ein Autofahrer ist, sonst hätten wir nicht über 800.000 zugelassene Kfz. Die werden nicht 365 Tage am Stellplatz bleiben, sondern auch zumindest gelegentlich befördert werden und sind dann der Autolärm vor anderer Leute Tür. Aber wenn wir hinter der Tür sind und nicht hinter dem Lenkrad sitzen, beschwerten wir uns über den Autoverkehr, völlig verständlicherweise. Ich will das in keiner Weise kritisieren oder rügen. Es ist nur eine Beschwerde über das Mobilitätsverhalten der jeweils anderen, an deren Stelle wir selber freilich oftmals die Woche selber sitzen.

Nachbarklagen gibt es, wenn eine Kleinkunstbühne in der Occamstraße Lärmrichtwerte, die von Umweltschützern auf die Spitze getrieben worden sind, überschreitet. Und dann haben wir einen wunderschönen großstädtischen Konflikt: Die Nachbarin geht zum Verwaltungsgericht und verklagt die Stadt, weil sie die Kleinkunstbühne nicht unterbunden hat. Wenn die Stadt dem Richterspruch nachkommt, folgt die nächste städtische Aktivität: Was ist das für eine kulturlose Stadtverwaltung, die allen Ernstes gegen eine Kleinkunstbühne vorgeht?

Aber in der gesamten Geschichte war es ein Konflikt der Nähe, in diesem Fall von Kleinkunstbühne und Schwabinger Occamstraßenwohnung, die die Menschen nicht aushalten. Diese Näheproblematik rückt uns buchstäblich jeden Monat näher auf die Pelle, z.B. wenn Kinderspielplätze oder Kindergärten geplant werden. Da ist es nicht irgendein Bürokrat, menschenfeindlich und kinderverachtend, der den Spielplatz für überflüssig oder unzulässig hält. Nein, es sind Anwohner, die nachweislich selber mal Kinder waren (aber es ist schon länger her, und aktuell haben sie keine mehr), die sich auf Werte der Baunutzungsverordnung berufen, die bei vorhandener Bebauung nicht überschritten werden darf. So haben wir das schöne, befriedigende Ergebnis passend zum demographischen Wandel, dass ich zwar mit dem Auto auch noch nachts um drei überall den Motor aufheulen lassen kann, weil dagegen kein planungsrechtliches Instrument gegeben ist; aber einen Spielplatz schaffen, wo in der Nähe Wohnbebauung ist, das darf ich nicht, weil Lärmrichtwerte überschritten würden.

In Sonntagsreden sagen wir dann alle miteinander wieder, dass Kinderlärm Zukunftsmusik ist – ein stets beifallträchtiger Gag in jeder Ansprache zum demographischen Wandel. Aber unter der Woche geht es wieder so weiter, dass Spielplätze und Freiflächen von Kindergärten neben Wohnungen nicht gestattet sind, obwohl es eigentlich einmal ein besonderer Vorzug der Stadt war, dass die Kinder in der Nähe in die Sprengelschule gehen und noch näher einen Kindergarten haben, und nicht wie Bergbauernkinder zwei Stunden durch den Schnee stapfen müssen, um wenigstens eine Zwergschulausbildung mitzubekommen. Aber diese städtischen Vorzüge der Nähe von Bildungsangeboten und Spielmöglichkeiten werden durch das Auseinandersortieren von Lebensfunktionen, von Wünschen, ungestört zu bleiben, von Ruhebedürfnissen, die rechtlich bewehrt und bewaffnet sind, zunehmend zurückgedrängt.

Ich sehe aber den Vorzug der Stadt darin, dass sie Nähe bietet, Nähe von Nachbarn, mit denen wir kommunizieren und uns austauschen können, die Nähe von Einkaufsmöglichkeiten, die es uns erlauben, zu Fuß einen Schwabinger Samstagsbummel zu machen, die Nähe von Bildungseinrichtungen, die man sich auf dem flachen Land gar nicht vorstellen kann, die Allzeitpräsenz von Kulturangeboten. All dies empfinden wir aber leider zunehmend als Problem,

als Last, weil wir unsere Empfindlichkeit kultivieren und urbane Reichhaltigkeit gar nicht mehr als Reichhaltigkeit empfinden, sondern als störendes Anwesendsein von Andersartigem. Dies geht in vielfacher Hinsicht noch viel weiter, über die eher läppischen Bürgerbeschwerden, die ich eingangs geschildert habe, hinaus. Ich stelle ein Bedürfnis von Generationen fest, sich von anderen Generationen abzukapseln. Wenn ich mit Menschen anderer Generation, anderer Einkommensgruppe nicht mehr zusammenkomme und mich austauschen kann, dann geht ein ganz wichtiger Reiz des städtischen Zusammenlebens, nämlich die Vielfalt, de facto verloren. Es gibt sie zwar noch, die Vielfalt, auf einem Planquadrat von soundsoviel Kilometern, aber sie wird nicht mehr so oft erlebt, weil die Milieus sich voneinander abgrenzen. Vor diesem Hintergrund ist dann nachher auch die Frage der Integration zu debattieren, womit ich nicht nur die Integration von Minderheiten ausländischer Herkunft meine. Wir haben viel mehr Integrationsprobleme, z.B. das Zusammenleben von Arm und Reich, wo es kracht und scheppert, wie es nicht schlimmer geht, oder das Zusammenleben von Jung und Alt, wo es nach meinem Eindruck auf beiden Seiten an Toleranz, Aufgeschlossenheit und Neugier fehlt. Und so gehen Vorzüge, die wir jahrtausendlang der Stadt nachgesagt haben, schrittweise verloren. Nicht weil die Stadt sich ändern würde, sondern weil immer mehr Menschen mit städtischen Vorzügen immer weniger anfangen können.

Anzahl

Alles, was es gibt, gibt es in der Stadt öfter als im ländlichen Bereich, und diese hohe Zahl war immer schon das Wesen städtischen Lebens. Die Zahlen, die Städte charakterisieren, laufen aber im Weltmaßstab vollkommen aus dem Ruder. Ich glaube, dass die Stadt als Lebensform, wobei wir in Deutschland eine bizarre Ausnahme sind, gegenwärtig in ihre größte Krise kommt, weil sie zu erfolgreich ist. Wir haben im letzten Jahr eine bemerkenswerte Zäsur gehabt. Erstmals in der Menschheitsgeschichte hat im vergangenen Jahr 2005 die Zahl der Menschen, die in Städten leben, die Zahl der Menschen im ländlichen Raum überschritten. Dieses war in den fünfziger, sechziger, siebziger Jahren noch vollkommen unvorstellbar. Es ist eine durch Akzeleration gekennzeichnete Entwicklung der allerletzten Jahre.

Diese Akzeleration hat sich in vergleichsweise wenigen Orten abgespielt, die regelrechte Einwohnerexplosionen verzeichnen. Das sind in China z.B. Peking und Shanghai, das ist Delhi in Indien, das ist Mexiko City, das sind die berühmten Megastädte Südamerikas, Nordafrikas und Asiens: Megastädte, in denen die Vorzüge der Stadt, die jahrtausendlang ihren zivi-

limatorischen Reiz ausgemacht haben, sich ins Gegenteil verkehren, als eine z.B. nicht mehr lösbare ökologische Katastrophe, oder als eine nicht mehr linderbare soziale Katastrophe. Wir begreifen in Deutschland das Problem nicht und debattieren es auch nicht, weil wir hier in Mitteleuropa die einzigen sind mit der gegenteiligen Entwicklung: Gegen jeden weltweiten Trend haben wir ein völlig neues Thema, das aber die Urbanität auch gefährdet, nämlich die Schrumpfung. Das kann man sich in München noch schlecht vorstellen, und ich gebe zu: Ich war noch vor ein, zwei Jahren für das Thema Schrumpfung nicht annähernd ausreichend sensibilisiert. Man hatte da zwar mal Zahlen gehört, konnte die sich aber nicht vorstellen und hat das Thema abgehakt, denn wir in München haben ja Geburtenüberschuss, wir haben ja wirtschaftlich bedingten Zuzug von Menschen auf der Jobsuche. Was geht uns die Schrumpfung an?

Seit ich als Städtetagspräsident regelmäßig fast jede Woche in die neuen Bundesländer komme, ist mir dieses Problembewusstsein aufgezwungen worden. Ich will Ihnen nur eine Zahl sagen, die ich überhaupt nicht glauben konnte; man kann sie sich leicht merken, weil es die Münchner Einwohnerzahl ist: 1,3 Millionen. 1,3 Millionen Wohnungen in den neuen Bundesländern stehen leer. Bei uns gibt es schon Artikelserien, wenn in einem Haus drei Wohnungen angeblich mehrere Jahre leerstehen. In einem Teil Deutschlands stehen aber 1,3 Millionen Wohnungen leer. Auf jeden Münchner, vom Baby bis zum Greis, kommt eine leerstehende deutsche Wohnung, nur leider in Gebieten, wo keiner hinzieht und keiner bleiben will, wo junge Leute weiterhin wegwandern, ob das Chemnitz ist oder Halle oder Magdeburg. Dresden und Leipzig, die wir als Städte am intensivsten wahrnehmen, sind noch am wenigsten davon betroffen, obwohl sie auch schon fünfstellige Zahlen leerstehender Wohnungen haben.

Schrumpfung ist für Städte, für städtische Qualität, genauso verhängnisvoll wie eine Explosion aller Zahlen. Man meint ja, aus der Münchner Interessenlage heraus: Es ist doch wunderbar, wenn Wohnungen leerstehen. Dann gibt es wieder einen Mietermarkt, dann kann Wohnungssuchenden nicht das Fell über die Ohren gezogen werden; das müsste doch eine recht beschauliche Situation sein. Das Gegenteil ist der Fall. Meine Kollegin Ingrid Häusler aus Halle hat mir einmal erzählt, sie habe im Internet angeschaut, weil unsere Terminkalender da ja drinstehen, was wir so machen, was ich so treibe. Da sagte sie: „Ich bin draufgekommen, wir machen beide drei Kindergärten im Monat. Der Unterschied ist nur: Du machst sie auf, ich mache sie zu.“



*Münchner Innenstadt mit Frauenkirche, Rathaus und (hinten links) Staatsoper
Foto: Werner O. Hausmann, Touristikamt der Stadt München*

Wahlfreiheit

Das Letzte, was ich problematisieren will: die Wahlfreiheit. Die Wahlfreiheit, denke ich, ist ein unglaublicher Reiz städtischen Lebens, das das Land mit noch so viel landschaftlichen Schönheiten, mit Bergen, Wäldern und Seen einfach nicht liefern kann. Aber die Wahlfreiheit nutzt uns nur, wenn wir zumindest gelegentlich davon Gebrauch machen. Und diese Bereitschaft ist nach meiner Beobachtung in sehr vielen Milieus rückläufig. Der Wunsch nach Abtrennung, den wir bei Ausländergruppen mit Recht beklagen, besteht in Wahrheit auch bei vielen gesellschaftlichen Inländergruppen. Wer kommt wirklich aus seinem Milieu heraus? Laden Ärzte nicht nur Ärzte ein? Treffen sich Juristen nicht auch in ihrer Freizeit noch, um die Gespräche über Prozesse fortzusetzen? Wollen Besserverdienende nicht lieber unter sich bleiben? Egal, ob in Münchner Edelrestaurants oder in Kitzbühel.

Aktuelle Tendenzen

Der demographische Wandel wird meistens nur mit dem Stichwort Überalterung charakterisiert; er hat aber in Wahrheit mehrere Elemente. Ein Element ist tatsächlich, dass wir alle,

Gott sei Dank, älter werden können, als es in früheren Generationen der Fall war. Damit erhöht sich auch der Anteil alter Menschen an der Gesamtbevölkerung; das ist die logische Konsequenz medizinischen Fortschritts. Das Problem wird aber verschärft durch einen Rückgang der Geburtenrate, die im Bundestrend tatsächlich besorgniserregend ist. Und zu diesem Wandel, der jetzt nur mit dem Altersaufbau zu tun hat, kommen noch andere demographische Veränderungen hinzu. Ich will nur zwei Stichworte nennen.

Das ist – meistens wird es mit dem Wort „Individualisierung“ benannt – die Auflösung traditioneller sozialer Verbände. Natürlich, die Großfamilie, die Dreigenerationenfamilie gibt es in statistisch relevanter Weise schon gar nicht mehr. Es ist aber auch die Auflösung von Belegschaften, denen man ein Leben lang angehört. Dass jemand die Stabilität erfährt, zu einer bestimmten Belegschaft zu gehören und sich ein Arbeitsleben lang als Mitarbeiter einer Bauunternehmung oder einer Brauerei oder einer Versicherung zu fühlen und dadurch zu definieren, wird immer seltener. Die Belegschaft löst sich genauso auf wie die Großfamilie.

Die Kirche verliert Mitglieder, die damit Gewissheiten, aber auch soziale Kontakte einbüßen. Den Gewerkschaften laufen die Mitglieder in so großer Zahl davon, dass sie inzwischen die Mitgliederstatistik als Staatsgeheimnis behandeln. Diese Auflösung von Verbänden führt natürlich dazu, dass viele Bedürfnisse, die früher in der Geborgenheit von Großfamilien, Belegschaftszugehörigkeiten oder religiösen und gewerkschaftlichen Organisationen geboten wurden, jetzt andernorts befriedigt werden müssen.

Zum demographischen Wandel gehört auch, dass wir eine Bevölkerungsveränderung hinsichtlich der Herkunft haben. Das ist nicht annähernd so radikal, wie es manche glauben machen, wenn sie von Überfremdung faseln, aber Tatsache ist es schon, dass wir in Städten wie München, Stuttgart, Frankfurt eine Ausländerzahl von über 20% haben. Wenn wir alle Menschen mit Migrationshintergrund nehmen, also auch diejenigen, die durch Einbürgerung oder Heirat deutschen Pass erworben haben, dann sind das in München beispielsweise schon über 300.000. Also 296.000 mit ausländischem Pass, aber weit über 300.000 mit Migrationshintergrund, wie der Fachausdruck heißt.

Das ist auch eine demographische Veränderung. Sie hat zwar nichts mit dem Altersaufbau zu tun, gehört aber trotzdem zur statistischen Beschreibung der Bevölkerung. Dieser Trend, dass der Anteil von Menschen mit entfernter Herkunft zunimmt, ist in Wahrheit ein jahrhundertalter Trend, und er wird auch fortbestehen. Es wurde ja manchmal so getan, als ob es nur ein Thema des Asylrechts wäre. Das ist Unfug! Seit der Erfindung der Volkszählung im Jahr 1848 waren die gebürtigen Münchner in München immer eine Minderheit. Schon 1848, aber

auch und gerade in der glücklichen, guten alten Prinzregentenzeit, auch in der Nachkriegszeit: immer waren „wir gebürtigen Münchner“ die Minderheit.

Nur der Aktionsradius hat sich erweitert, und damit auch das Gebiet der Entsenderländer, aber der Prozess dauert nun schon Jahrhunderte an, dass mehr Menschen dazukommen, als ursprünglich da waren, und dass sie hierherkommen und Bestandteil der Stadtgesellschaft werden. Dass dieser Prozess in wirtschaftlichen Wachstumsregionen aufhört, kann kein Mensch im Ernst erwarten. Es wird in schrumpfenden Städten wie Halle und Magdeburg keinen Ausländerzuzug geben. Wo die Arbeitslosigkeit schon über 20% liegt, zieht keiner hin, um einen Job zu suchen. Aber gerade weil wir eine wirtschaftlich florierende Stadt sind, werden wir uns darauf einrichten müssen, dass Menschen aus nah und fern hier Jobs suchen und im Zeichen etwa des europäischen Binnenmarktes auch finden können.

Was bedeutet dieser demographische Wandel für die Stadt: die Überalterung der Gesellschaft, die Kinderarmut, die Auflösung der sozialen Verbände und die Tatsache, dass die Herkunft der Menschen immer globaler wird, wie es den globalen Wirtschafts- und Wanderbewegungen entspricht? Es bedeutet, und das wäre meine zentrale These:

Wir brauchen in Zukunft mehr Stadt, und nicht weniger! Alle Vorgänge, die ich genannt habe, steigern die Erwartungen an die Stadt. Eine überalterte Gesellschaft braucht mehr Angebote für alte Menschen, damit sie noch in den eigenen vier Wänden leben können, aber doch ambulante Unterstützung erhalten oder in Alten-Servicezentren kommunizieren können. Der Erwartungsdruck auf die Stadt nimmt zu, nicht ab.

Mehr Krippenplätze, was zum Teuersten überhaupt gehört, Kindergarten neuerdings möglichst kostenlos, was sozial Schwache aber in München längst haben, mehr Bildungschancen, mehr Nachmittagsbetreuung, damit die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wieder zunimmt: ein Riesen-Investitionsprogramm für die Städte. Bauvorhaben in jeder Schule, damit es dort Nachmittagsbetreuung geben kann, Bauvorhaben für die Kinderbetreuung. Der demographische Wandel verlangt uns also mehr Investitionen und laufende Dienstleistungen und pädagogische Angebote sowohl für die ältere Generation als auch insbesondere für die Kinder ab.

Die Tatsache, dass viele soziale Verbände, die das ganze Industriezeitalter leidlich gut funktioniert und Rückhalt gegeben haben, in Auflösung befindlich sind, steigert die Erwartungen an die Stadt, dass sie Hilfe zur Selbsthilfe, soziale Einrichtungen, soziale Kontakte, Bürgerzentren, Förderung bürgerschaftlicher und sozialer Aktivitäten finanziert und ermöglicht. Mehr Stadt, und nicht weniger!

Das größte Kapitel ist die Integrationsleistung, die in den Kommunen erbracht werden muss. Natürlich gibt es auch in Kleinstädten einen griechischen

Wirt oder ein chinesisches Lokal oder bosnische Pflegekräfte. Aber die kritische Menge, wo Integration zur wirklichen gesellschaftlichen Kraftanstrengung wird, ist nur in den Städten erreicht. Deswegen wird die Jahrhundertaufgabe, mit den Auswirkungen der Wanderungsbewegungen fertigzuwerden, den Städten abverlangt. Sie müssen die Sprachkurse anbieten; mit Volkshochschule erstmal den Müttern beibringen, Deutsch zu lernen, damit sie es ihren Kindern auch beibringen können; nachqualifizieren, damit es Chancen auf dem Arbeitsmarkt gibt, sonst steigt die Zahl der arbeitslosen Ausländer ins Unermessliche und überlastet auch unsere sozialen Sicherungssysteme. Das sind Probleme der Integration, die von den Kommunen bewältigt werden müssen, was wiederum die Anforderungen an die Städte steigert und auch ihre finanzielle Belastung erhöht.

Deswegen finde ich es unglaublich und ärgerlich, dass in dieser Zeit, in der den Kommunen von allen gesellschaftlichen Richtungen und aus allen denkbaren Gründen heraus immer mehr abverlangt wird, gleichzeitig der Finanzhahn zugedreht und der Ausverkauf städtischer Einrichtungen gefordert wird. Lassen Sie mich das an einem einzigen Beispiel näher illustrieren: Man jubelt in manchen Zeitungen, von der „Financial Times“ bis zur „Frankfurter Allgemeinen“, dass Dresden seine Wohnungsbaugesellschaft verkauft hat: 50.000 Wohnungen weg! Welcher Jubel, welche Freude: Endlich kann das private Kapital sich des Wohnungsmarktes bemächtigen, und mit dem Erlös ist die Stadt schuldenfrei.

Die Folge ist, dass der Schrumpfungsprozess, von dem ich gesprochen habe, der das Hauptthema der ostdeutschen Städte in den nächsten Jahren und Jahrzehnten sein wird, von dieser Stadt nur noch aus einer Beobachterrolle betrachtet, aber nicht mehr gestaltet werden kann. Ja, wenn ich alle städtischen Wohnungen samt Grundstück privaten Anlegern überlasse, dann habe ich es sehr bald mit einem Fleckerlteppich von dutzenden, nein, von hunderten und am Ende tausenden Verfügungsberechtigten zu tun und kann nirgendwo mehr stadtplanerisch und stadtgestalterisch sagen, welche Siedlung nicht überlebensfähig ist, wo eine Siedlung durch Verdichtung und Sanierung dauerhaft am Leben gehalten werden könnte, und wie vor allem die Innenstadt für die kommenden Jahrzehnte vitalisiert werden kann.

Ich schließe mit einem letzten Gedanken, der mehr mit technologischen Entwicklungen zu tun hat, der aber zum selben Ergebnis führt: Wir brauchen mehr und stärkere Städte. Wir haben ein Jahrzehnt hinter uns, in dem uns Zukunftsforscher erzählt haben, wegen der technologischen Entwicklung, der IT-Kommunikationsmöglichkeiten, würden die Orte, an denen ich bin und etwas tue, an Bedeutung verlieren. In der Tat kann ich einen Münchner Verwaltungstelearbeitsplatz auch irgendwo im entfernten Umland ans Netz hängen, und in der Tat gibt es Innenarchitekten, die in niederbayerischen Höfen Entwürfe für Neueinrichtungen in Hotelketten

machen, die in Indien und China stehen. Ja, ich kann sogar die Buchhaltung von Münchner Versicherungskonzernen nach Bangalore verlegen, wo ich zu einem Zehntel der Lohnkosten genauso qualifiziertes Personal habe. Das stimmt! Der Ort der Arbeit wird, wenn ich nichts mit Rohstoffen und Verkehrsströmen zu tun habe, sondern nur Netzanschluss brauche, beliebig. Der traditionelle Arbeitsort hat einen Funktionsverlust erlitten und wird weiteren er-
leiden; das stimmt.

Aber die Konsequenz, die daraus gezogen wird, die europäische Stadt als begrenzter Kulturraum werde an Bedeutung verlieren, ist meines Erachtens total falsch. Ich behaupte sogar, das Gegenteil ist der Fall: Je mehr sich die örtliche Bindung aus technologischen Gründen auflöst, desto stärker werden die psychosozialen Bedürfnisse nach örtlicher Verankerung. Man kann es Heimatgefühl nennen. Andere, die mit einem so konservativ klingenden Begriff Probleme haben, sprechen dann lieber vom „Kiez-Feeling“, meinen aber auch nichts anderes, halt nur in „Neu-Sprech“. Man kann es Identitätsfindung, örtliche Verankerung nennen, wie auch immer. Das erleben wir ja tagtäglich. Niemand hockt so viel in Kneipen herum wie die „Computer Freaks“. Sie brauchen nach Stunden am Bildschirm die „Face to Face“-Kommunikation. Noch geschwollener heißt es – das ist die schönste Formulierung, die mir zu dem Thema untergekommen ist –, „High Tech“ erfordere „High Touch“. Wenn ich nur noch mit Bildschirm, mit virtueller Welt zu tun habe, dann werde ich ja noch bedürftiger nach menschlicher Kommunikation, nach Nähe. Da haben wir sie endlich wieder, die Nähe, den Ausgangsbegriff, mit dem ich angefangen habe. Die „Computer Freaks“, die die Ubiquität elektronischer Kommunikation mehrstündig am Tag praktizieren, und denen sie emotional schon gar nichts mehr gibt, können mit der Nähe, die die Stadt auszeichnet, etwas anfangen. Das heißt, städtischer Reiz wird reizvoll bleiben, auch wenn mancher lange braucht, um das zu entdecken.